



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

-δ.: Lessing-Studien.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wir, daß wieder einige Professoren neu ernannt worden sind. Der vermuthlich an die Stelle Schulers, dessen Nachlaß noch immer der Veröffentlichung harret, berufene Professor Harum genießt in der juridischen Welt mit Recht eines großen Ansehens; für Naturgeschichte wurde ein gewisser Kerker berufen, der laut einer Angabe der Allgemeinen Zeitung ein geschätzter Botaniker sein soll; Fachmänner, bei denen wir uns nach ihm erkundigten, scheinen nicht viel von seinen Werken zu wissen. Sei dem, wie ihm wolle, mit der Botanik allein ist in einem Lande, dessen Reichthum an den verschiedensten Naturerzeugnissen sprichwörtlich ist, nicht viel ausgerichtet, auch Mineralogie und Zoologie verlangen gebührende Vertretung. Soll unsere Landesuniversität zu einem gedeihlichen Stand kommen, so muß auch hier aufgeräumt werden; denn mit Dilettanten, welche ihre Berufung weniger einer wissenschaftlichen Leistung als der Protection verdanken, ist nichts gethan, zu schweigen von Leuten wie Moy und Kerer, welche noch jesuitischer als die Jesuiten sind. Bis jetzt haben wir viel gehofft, es ist aber nicht viel geschehen, die Galgenfrist, welche man dem Anhang des alten Systems gewähren kann, sollte doch billigerweise jetzt als abgelaufen zu betrachten sein.

Lessing-Studien.

Lessing-Studien. Von C. Hebler, Privatdocent der Philosophie an der Hochschule Bern. Bern, Verlag von Huber und Comp. (J. Körber.) 1862.

So erfreulich die Wahrnehmung ist, daß man sich in unsern Tagen fleißiger als je mit Lessing beschäftigt, so fehlt doch viel, daß auch die Ergebnisse dieser Beschäftigung allemal erfreuliche wären. Selbst an dem gesunden Stoffe (und den gesunden aller deutschen Schriftsteller kann man ja Lessing füglich nennen) nährt der Kranke seine Krankheit: und der Kranken gerade in den Stücken, auf welche Lessings wichtigste Schriften sich beziehen, sind in unsrer Zeit nur gar zu viele. Je höher die Achtung vor Lessing, die Geltung seines Wortes und Vorgangs, gestiegen ist, desto eifriger suchen die verschiedensten Parteien seine ihres Tiefsinns wegen nicht immer leicht verständlichen Orakel zu ihren Gunsten auszulegen, den großen Mann als einen

der Ihrigen darzustellen, sich mithin, sofern sie irren, an und aus ihm in ihrem Irrthum zu bestärken.

Weil Lessing es bekanntlich nicht mit der damaligen Berliner Aufklärung hielt, weil er das orthodoxe System seiner Consequenz und der Geistesarbeit wegen, die zu seinem Aufbau erforderlich gewesen, der Modetheologie seiner Zeit vorzog, in der er ein folgwidriges, beide Bestandtheile verunstaltendes Gemisch von Glauben und Wissenschaft erkannte: wird er von unsern Neukirchlichen heute als Gewährsmann aufgerufen, deren Theologie er doch noch viel ungesunder und „aufstoßender“ als die der neumodischen Geistlichen von damals gefunden haben würde. Aber auch auf der andern Seite, wo man mehr Recht hat, Lessing für sich in Anspruch zu nehmen, verfährt man dabei nicht selten ebenso unrecht. Statt vor Allem Lessings Eigenthümlichkeit in allen ihren Zügen, auch die zunächst befremdlichen nicht ausgenommen, ohne Abzug oder Zuthat aufzufassen, geht man so zu sagen von einer Kategorien-tafel des Freisinn's und Fortschritts aus, und sucht nun für alle Rubriken derselben Belege in dem Wesen und Wirken des Mannes beizubringen. Er muß ein Republikaner, ein Fürstehasser, kurz ein Radicaler in jeder Art gewesen sein, und in solcher schablonenhaften Betrachtungsweise kommt man von der Person so weit ab, und redet sich in ein solches Pathos hinein, daß man nicht mehr fühlt, wie lächerlich es unter Anderm ist, auf Lessings gewiß tiefgemüthliche, aber ebenso gewiß ernst männliche, nicht jugendlich empfindsame Neigung zu seiner nachmaligen Frau Wignons „Nur wer die Sehnsucht kennt“ in Anwendung zu bringen.

So unechtem Tendenzwesen auf beiden Seiten steht die Schrift des Schweizerischen Gelehrten, die uns zu diesen Betrachtungen veranlaßt, als durchaus gesunde und erfreuliche Erscheinung gegenüber. Der Verfasser sucht vor Allem Lessing zu nehmen wie er ist, nicht wie man ihn von dem oder jenem Parteistandpunkt aus wünschen möchte, und dies zu ermitteln steht ihm ebenso viel Schärfe des Denkens als Feinheit der Empfindung zu Gebot. Durch solches Verfahren verdirbt er freilich den Tendenzmännern nach beiden Seiten hin den Spaß, und das ist gleich im ersten Falle jammerlich, da es wirklich ein Capitalspaß ist, den uns die frommen Herren hier zum Besten geben. Sie möchten Lessing, den sie geradehin zu den Ihrigen unmöglich rechnen können, doch als einen solchen darstellen, der mindestens in seiner letzten Zeit nicht fern vom Reiche Gottes gewesen. Indes auch das scheint der Nathan mit seinen fatalen drei Ringen unthunlich zu machen. Wer zwei Jahre vor seinem Ende den Nathan schrieb, der war augenscheinlich noch weit von dem, was jene Leute den rechten Weg heißen.

So wie er ist, steht also der Nathan den Wünschen der Partei entschieden entgegen. Allein er könnte ja auch anders sein. Und er würde anders

sein, hat neuerlich ein frommer Literaturhistoriker (W. Wackernagel) und gleichzeitig ein Consistorialrath (Stirm) entdeckt, wenn er nur um zwei Jahre später wäre gedichtet worden. Dann würden nicht bloß manche Einzelheiten anders lauten, sondern auch „Haltung und Sinn des Ganzen würde anders, wesentlich anders, ausgefallen sein“. Fragt man die Herren, woher sie das wissen, so verweisen sie auf die Erziehung des Menschengeschlechts, die Lessing das Jahr nach der Vollendung des Nathan geschrieben habe. Hier erkenne er das Bedürfniß einer der Vernunft zu Hilfe kommenden Offenbarung an und setze die christliche Offenbarung als höhere Stufe über die mosaische, während er den im Nathan mit beiden als gleichberechtigt hingestellten Israhel nunmehr als unberechtigt bei Seite lasse: eine fortgeschrittene Ansicht, mit welcher die dem Nathan zum Grunde liegende nicht mehr zu vereinigen sei. Hätte folglich Lessing den bösen Nathan nach der Erziehung des Menschengeschlechts gedichtet oder umgedichtet, so wäre er ein guter Nathan, ein Nathan nach dem Herzen dieser frommen Herren geworden. Schade nur für's Erste, daß der Nathan, wie sonst Jedermann weiß, wie aber der Verfasser auch den Herren, die es nicht wissen wollen, vor Augen legt, in der That nach der Erziehung des Menschengeschlechts geschrieben, und dennoch so böß ausgefallen ist! Und Schade für's Andere, daß die Erziehung des Menschengeschlechts selbst, wie der Verfasser gleichfalls nachweist, auf wesentlich gleichem Boden mit dem Nathan steht, anders aber und der Rechtgläubigkeit günstiger nur von solchen ausgelegt werden kann, die zwischen Bild und Sache nicht unterscheiden können, oder nicht unterscheiden wollen.

Je häufiger Lessings Erziehung des Menschengeschlechts in diesem theologischen Sinne mißverstanden oder mißdeutet wird, desto verdienstlicher sind des Verfassers Erörterungen über den wahren Sinn und die Bedeutung dieser Schrift. Er bezeichnet sie als eine durchaus exoterische: wenn Lessing die Offenbarung als göttliche Erziehung darstelle, so verfare er selbst als Pädagog, der sich nach der schwachen Fassungskraft der Mehrzahl seiner Leser richte. Das von Lessing gebrauchte Bild hat das Schiefe, daß es als Erziehung durch einen draußen stehenden Gott darstellt, was vielmehr immanente Selbsterziehung ist; das geht so weit, daß Lessing im Wilde einen Theil des Menschengeschlechts „den Gott in einen Erziehungsplan habe fassen wollen“, von der übrigen Menschheit unterscheidet, bei der dies nicht der Fall gewesen (§. 54); ein Zug, durch welchen das Bild mit dem Gedanken Lessings, der sich die göttliche Erziehung des Menschengeschlechts nicht anders als allgemein gedacht haben kann, in directen Widerspruch tritt. Doch wenn dieser Widerspruch das Verständniß noch nicht öffnet, dem sollte es Lessings eigne Erklärung in der Vorrede thun, wo er die Reihe der positiven Religionen als „den Gang betrachtet, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln kann und noch ferner entwickeln soll“;

oder der Wink §. 70, wo das unmittelbare Geoffenbartsein gewisser Wahrheiten dazu herabgestimmt wird, „daß Gott verstatte, oder einleite, daß bloße Vernunftwahrheiten als unmittelbar geoffenbarte eine Zeit lang gelehrt werden.“ Ja schon dadurch, daß nach §. 4 die Offenbarung dem Menschengeschlecht nichts geben soll, worauf dasselbe nicht auch durch sich selbst, wenn auch später, hätte kommen können, daß mithin die Offenbarung keinen ihr eigenen, der Vernunft unerreichbaren Inhalt hat, ist sie andern Lessing'schen Erklärungen zufolge zu einer Offenbarung gemacht, „die nichts offenbart“, d. h. es ist dadurch der ganze Begriff der Offenbarung aufgelöst, und selbst das angebliche „Früher“ versteht sich lediglich als das natürliche Voraneilen bevorzugter Geister vor der Menge. „Hiernach können wir,“ sagt der Verfasser mit Recht, „zwischen beiden Schriften in Bezug auf ihr Verhältniß zur Offenbarung einen Unterschied nicht des Standpunkts, sondern nur der Ausführung zugeben, welcher sich leicht erklärt aus den verschiedenen Zwecken. Die Erziehung des Menschengeschlechts, gegen einen Feind der positiven Religion gerichtet, hat zu zeigen, daß diese doch auch eine der wahren Religion förderliche Seite habe; der Nathan, welcher den Theologen einen Pöffen spielen sollte, muß die andere Seite, den Nachtheil, welchen geoffenbarte Religionen dem menschlichen Geschlechte bringen, hervorkehren. Von einer eigentlichen Offenbarung aber und einer absoluten positiven Religion weiß auch schon die Erziehung des Menschengeschlechts nichts mehr. Nicht ist sie gegen den Deismus des Nathan gerichtet, vielmehr ist der Nathan eine Wahrung desjenigen Rechts des Deismus, welches Lessing von jeher anerkannt und diesem auch durch die Erziehung des Menschengeschlechts nicht hat verkümmern wollen“ (S. 14. 17. 21).

Lessings Christenthum und zunächst die Frage anlangend, ob er sich selbst für einen Christen gehalten und ausgegeben, sagt Hebler treffend: „Das christliche Gefühl, welchem Lessing das Wort redet, läßt sich nicht als das seinige, und sein religiöses und sonstiges Gefühl nicht als das christliche nachweisen. Die Gründe (für die Wahrheit des Christenthums), die er genügend fände, hat er nicht, und die, welche er hat, genügen ihm nicht. Das Christenthum ist wesentlich Glaube an Jesus als einen Gegenstand der Religion (also nicht als bloßen Religionsstifter oder Lehrer, oder Beispiel zur Nachahmung). Eine solche Anerkennung Jesu findet sich bei Lessing nirgends, wol aber die unzweideutige Ablehnung derselben. Hieraus folgt, daß, wenn er sich nicht für einen Christen in seinem und zugleich dem eigentlichen geschichtlichen Sinne des Wortes hielt, er sich nur für etwas nicht hielt, was er nicht war. Er war ein „decidirter Nichtchrist“ wie Goethe; aber wenn man von einem christlichen Nichtchristen reden dürfte, so hätte er wohl auf den Titel einigen Anspruch. Wie könnte auch Jemand eine Erscheinung hassen, die er als eine

geschichtlich nothwendige und im Großen und Ganzen wohlthätige erkennt? Nur etwa dann, wenn sie sich ihm als eine nicht bloß geschichtliche, sondern nach seinem Urtheil am unrechten Ort oder in unrecther Weise noch gegenwärtige aufdrängt. Im Wesentlichen aber kommt Lessings angebliche Feindschaft gegen das geschichtliche Christenthum darauf hinaus, daß er es rein gegenständlich zu fassen sich beßiß; was für ihn, da er jene unerklärbaren göttlichen Gründe nicht in sich spürte, ohne sie darum mißachten, oder sich ihnen für seine Person abßichtlich versperren zu wollen, die einzige seiner selbst wie der Sache würdige Art war, es auf sich wirken zu lassen. Es ist trotz dieser inneren Fremdheit gegen das geschichtliche Christenthum wol selten Jemandem eine größere Herzenssache gewesen, es zu verstehen, sich für das Recht desselben zu wehren, und an der Bestimmung desselben, so viel an ihm, mitzuarbeiten. Wenn das Christenthum klug ist, so ist ihm eine solche Feindschaft lieber als gar manche Freundschaft.“ (S. 88 f. 99 f. 103).

Den Gang, den Lessings theologische Entwicklung genommen, zeichnet Hebler im Umriffe so: „Nach einer kindlichen Rechtgläubigkeit und darauf folgendem klüglichen Zweifel, unter Betonung des Praktischen im Christenthum, ein Ansaß zu einer speculativen Dogmatik; dann bloße Vernunfttheologie; zuletzt Anerkennung der positiven Religion als der geschichtlichen Entwicklung der vernünftigen. Ein Fortgang von einem rechtgläubigen Christenthum zu einer Vernunfttheologie und von einer Stufe dieser zur andern, ohne daß wir irgendwo einen Sprung sähen“ (S. 62 f.).

Als Philosophen nennt der Verfasser Lessing „einen Gelegenheitsdenker im großen Stil, wie sogar Leibniz noch ein solcher heißen mag“ (S. 116 f.), und seine Philosophie, sofern das Ganze seiner gelegentlich zu Tage kommenden Weltanschauung so genannt werden kann, bezeichnet er als „einen mit Hülfe Spinoza's vollbrachten Rückgang von der Leibnizisch-Wolfschen Zeitphilosophie auf die einfachsten Grundgedanken ihres ersten Urhebers, mit selbständiger Ausführung derselben besonders nach der geschichtsphilosophischen Seite hin“ (S. 137). Dabei kommt er auf den merkwürdigen Umstand zu reden, daß zwei so geistesverwandte und ebenbürtige Zeitgenossen wie Lessing und Kant so viel wie keine Notiz von einander genommen haben. Ersterer von dem Letztern nur in einem Epigramm, von dem Hebler urtheilt, es möchte wol auf die Kenntnißnahme von dem bloßen Titel der Kantischen Schrift über die wahre Schätzung der lebendigen Kräfte (der Philosoph habe dabei seine eignen zu schätzen vergessen, spottet das Epigramm) entstanden sein, als „der Schrift eines obscuren Magisters, welcher eine von den größten Gelehrten der Zeit discutirte Streitfrage zu lösen unternimmt, und welchem, wenn es zufällig ein Kant ist, so ein Spaß nicht schadet; oder vielmehr ist es dann

erst recht ein Spaß, besonders wenn es ein Lessing ist, der sich so verschäpft“ (S. 139). Mit demselben Freimuth, der uns in seiner Verbindung mit der innigsten Verehrung seines Helden an dem Verfasser so wohl gefällt, bemerkt er über das Verhältniß beider Männer weiter: „Wir dürfen uns bei aller Ehrfurcht vor Lessing nicht verhehlen, daß er in philosophischen Dingen doch viel mehr von Kant, als dieser von ihm, hätte lernen können. Einzig in der philosophischen Geschichts- und Kunstbetrachtung (sicher doch auch in der genaueren Kenntniß der Geschichte der Philosophie) hatte Lessing einen gewissen Vorsprung“; während er dagegen „von einer kritischen Erkenntnistheorie kaum eine Ahnung gehabt zu haben scheint“ (S. 139).

Wie Eingangs die Parteifreude der Neufürlichen über Lessings vermeintliche Bekehrung, so macht der Verfasser zum Schluß die entgegenstehende Derer zu Nichte, welche den Helden des Fortschritts auch politisch gern radicalisiren möchten. „Lessing,“ bemerkt er, war seiner Natur nach kein nationaler und politischer Reformator und wollte keiner sein. Er dachte wahrscheinlich, diejenige Freiheit, um welche er für sich selbst und Andre sich bemühte, die geistige Freiheit, d. h. humane Bildung, sei schon an und für sich etwas werth, und werde sein Volk auch zu der äußeren Freiheit, wie er sie wünschte, führen, denn es sei auch in dieser Hinsicht nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist“ (S. 165). Bezeichnend für Lessings Stellung findet der Verfasser schon das, „daß er so selten auf diese Dinge zu sprechen kommt. In seinen Briefen, die doch 37 Jahre umfassen, ist so gut wie gar nicht von Politik die Rede“; unter seinen Epigrammen finden sich nur zwei politische, die beide sehr zahm, das eine überdies, wie Hebler nachweist, nur der in Reime gebrachte Ausdruck eines der sieben Weisen ist (S. 171 f.). „In seiner Mustertragödie ist er dem Politischen förmlich aus dem Wege gegangen“, er glaubte, wie er selbst schreibt, „daß das Schicksal einer Tochter, die von einem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther ist als ihr Leben, für sich fähig sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der gesammten Staatsverfassung darauf folgte. (Dieser oder jener andere Dichter, sagt Hebler hinzu, scheint umgekehrt zu denken: politischer Stoff macht eine Tragödie anziehend genug, wenn auch kein Herz gerührt wird)“ (S. 172).

Lessings herabsetzende Aeußerung über den Patriotismus ist bekannt, und die Entschuldigung durch preußisch-patriotische Uebertreibungen, die er (während des siebenjährigen Kriegs) habe mitanhören müssen, weist der Verfasser als eine solche von der Hand, die Lessing selbst sich verbeten haben würde. „Wenn er das Lob des Patrioten verschmäht, der nicht zugleich Weltbürger wäre, so sagt er sich damit keineswegs vom Patriotismus los, sondern verwirft nur jene ausschließende und blinde Liebe zum eignen Lande, die sich

von gewöhnlicher Eigenliebe nur durch die weiter hinausgeschobenen Schranken unterscheidet" (S. 175).

Nach den Worten seines neuesten Biographen war Lessing seiner Zeit auch politisch um ein Jahrhundert voraus. „Also“, commentirt Hebler, „da die 100 Jahre jetzt um sind, ein Politiker der Gegenwart. Ob dies nicht ein bloßer Schein ist, davon herrührend, daß ein Politiker der Gegenwart seinen eigenen Standpunkt um so viel zurückdatirt?“ (S. 178). Nach demselben Biographen war Lessing ein Republicaner, ein theoretischer natürlich, da er keine republicanischen Umwälzungen erstrebte — „und,“ setzt Hebler hinzu, (nach früher von ihm angeführten Stellen) „nicht einmal die allervorstichtigste Gewalt, auch nicht die allergeindesten Mittel, ja nicht ein Sterbenswörtchen für die Republik aufwandte!“ (Ebendasselbst.) Eine der stärksten republicanischen Stellen, scherzt Hebler, sei dem Biographen überdies entgangen. Ueber die Frage, ob die Poesie gereimt sein solle oder nicht, bemerke Lessing, er dringe auch hier auf eine „republicanische Freiheit“, die er überall einführen würde, wenn er könnte. „Der Tausend!“ parodirt der Verfasser solche tendenziöse Gesinnungsschmeckerei, „daß er auf dieses Geständniß nicht nach Spandau transportirt wurde, und der fahrlässige Censor mit ihm! Nein, gewiß hat derjenige, welcher in einer absoluten Monarchie sich so naiv zum Republicanismus bekennt und dahin die Freiheit zu reimen oder nicht zu reimen zählt, etwas Andres im Kopf als Politik“ (S. 185).

Wenn Stahr bedauert, daß uns Lessing nicht auch einen politischen Nathan hinterlassen habe, so hat Hebler dagegen nichts, nur bemerkt er, „eine bestimmte Staatsform wäre darin von Lessing so wenig verherrlicht worden, als dies in dem wirklichen Nathan einer positiven Religion widerfahren ist. Ihm galt keine Staatsform für die absolut beste; aber dieser relative Indifferentismus war nur die Rehrseite der Ueberzeugung, daß jedes Volk, so gewiß es ein eigenes Volk ist, auch seine eigene Verfassung haben solle und habe. Sich für einen Monarchisten zu erklären, wäre Lessing nicht eingefallen, ohne zu sagen, für welches bestimmte Land; ebensowenig aber für einen Republicaner ohne dieselbe nähere Bestimmung.“ Will man indeß unter Republicaner im weitern Sinn „Jemand verstehen, der von einer guten Verfassung fordert, daß sie dem vernünftigen Willen des betreffenden Volks angemessen sei, so war Lessing unstreitig ein Republicaner.“ Doch auch das immer nur so, daß ihm die Staatsverfassung als bloßes Mittel galt, während der Zweck des Staats über diesen hinauslag, da er den Menschen nicht um des Staates, sondern den Staat um des Menschen willen geschaffen glaubte (S. 187 f.).

Wir trennen uns von dem Buche des Herrn H. mit dem Wunsche, daß er sich bald wieder über Lessing vernehmen lasse, und daß seine lautere Art sich mit Lessing zu beschäftigen Andern zum Muster dienen möge.